

Leben im Spiegel

Selbstbiographien und Lebenserinnerungen

Das literarische Selbstbildnis ist so alt wie die Kunst des Schreibens selbst. So beginnt *Georg Misch* seine „Geschichte der Autobiographie“, deren erster (und bisher einziger) Band nunmehr in dritter, stark vermehrter Auflage vorliegt (1./2. Hälfte, zusammen 712 S., Frankfurt/Main 1949/50, G. Schulte-Bulmke; kart. je DM 17.50, geb. DM 18.50) mit Dokumenten der ägyptischen und babylonisch-assyrischen Kultur und verfolgt sie weiter durch die griechische und hellenistisch-römische Kulturwelt bis zum Ausgang des Altertums. Schon dieser erste Band zeigt die Fülle der Formen, in denen das Selbsterlebnis zum Ausdruck kommt, und die nicht weniger vielfältigen Antriebe, die zur schriftlichen Niederlegung führen. So wird die reich belegte Darstellung, die besonders eingehend bei Gestalten wie Plato, Cicero, Marc Aurel, Gregor von Nazianz und Augustinus verweilt, zu einem eindrucksvollen Zeugnis für die Entfaltung des Persönlichkeitsbewußtseins, vor allem in der abendländischen Geistesentwicklung. In manchen Beurteilungen spezifisch christlicher Erscheinungen und Motive mag der Kenner des frühen Christentums abweichender Meinung sein, als Ganzes wird das Werk in der Zusammenfassung und Durchdringung eines ungemein weitschichtigen Stoffes wohl lange unübertroffen bleiben.

Seit den Zeiten, die *Misch* beschreibt, ist die autobiographische und Memoirenliteratur zu einer wahren Flut angewachsen, und jedes Jahr bringt neuen Zuwachs auf diesem Gebiet. Hier eine kleine Auslese aus jüngster Zeit.

In dem „Buch meiner Jugend“ gibt *Oskar Gluth* einen Rückblick auf seine Kindheit, Jugend und frühen Mannesjahre bis hinein in den ersten Weltkrieg (266 S., München, F. Ehrenwirth). Der „milde Sonnenglanz eines heiteren Münchener Septembertages“, der 1887 den Neugeborenen begrüßte, liegt auch über der ganzen Schilderung dieses Lebens, das sich ungestört in der doppelten Geborgenheit eines verstehenden Elternhauses und einer noch nicht aus ihrer Ruhe aufgeschreckten satten Friedenszeit zur Reife entfalten konnte. Unnötig zu sagen, daß bei einem Münchener, dessen Vater noch dazu selbst Komponist war, das Musische stark hereinspielt, wenn es ihn auch — auf dem Umweg über das Theater! — später mehr zum Zeitungswesen hinzog. Der erste Weltkrieg bedeutet den großen Einschnitt, und nicht lange danach zieht ein kleines Gütlein im herrlichen Mangfalltal den Großstadtmüden, der immer schon „die Ordnung, die Klarheit, die Stille liebte“, für immer an das Herz der rauhen und einfachen, aber freien Bergnatur.

Auch *Hermann Heimpels* Erinnerungsbuch „Die halbe Violine. Eine Jugend in der Residenzstadt München“ (280 S., K.F. Koehler, Stuttgart) steht vom Titel bis zum letzten Satz im Banne der Muse. Wie könnte es auch anders sein bei einem, der in der Nähe der beiden Pinakotheken zur Welt kam, mit etwa neun Jahren seine erste „halbe Violine“ bekommt (und eine Virtuosin als Geigenlehrerin dazu), und der mit zehn Jahren das humanistische Gymnasium in Gestalt des „Kgl. Theresiengymnasiums“ bezieht (das „Kgl.“ steht in goldenen Lettern heute noch auf dem Giebel)! Alt-Theresianer, die um die Zeit von 1914 die Schulbank der ehrwürdigen Bildungsanstalt drückten, werden mit Wonne die prachtvoll naturgetreu geschilderten Typen aus dem „Lehrkörper“ der Anstalt wiedererkennen, angefangen vom Turnlehrer „Bepperl“ bis zu J. Nicklas, dem allgewaltigen „Rex“. Aber auch wer nicht das Glück hatte, unter Clemens Huber zu musizieren oder von L. Kemmer in die Schönheit griechischer Poesie eingeführt zu werden, wird diese fesselnd erzählten, von leisem Humor überglänzten Erinnerungen an eine goldene, unbeschwerte Jugendzeit mit herzlichem Vergnügen lesen.

Noch einmal taucht München, diesmal als Wahlheimat, im Hintergrund auf — in *Reinhard Pipers* „Nachmittag. Erinnerungen eines Verlegers“ (590 S., 81 Bilder, München, R. Piper). Wie im „Vormittag“ der aufstrebende, so spricht hier der erfolgreiche, gewiegte Verleger in nie ermüdendem Plauderton über seine Begegnungen mit Dichtern, Künstlern, Musikern, über seine Erfahrungen im Berufsleben, über seine Eindrücke bei Ferienaufent-

halten und einer großen Italienreise. Sein Blick ist vor allem auf das Ästhetische, Literarische, Technische und Verlegerisch-Organisatorische gerichtet, darüber hinaus liegende Fragen werden kaum berührt, oder, wenn sie schon auftauchen, im Sinn einer heiter gestimmten Populärphilosophie behandelt. Auch für die Selbstbiographie gilt eben zumeist das lateinische Wort: „Spricht der Schiffer vom Wind, so vom Ochsen der pflügende Bauer; Wunden zählt auf der Soldat, so wie die Schafe der Hirt.“

Das zeigt sich auch in dem Erinnerungsband des nordamerikanischen Professors der Physiologie, *Walter Bradford Cannon*, „Der Weg eines Forschers“ (240 S., München, Hermann Rinn). Der Lebensbericht gewährt in einer gar nicht trockenen, durch humorvoll eingestreute Züge aufgelockerten Weise manchen Einblick in die Werkstatt wissenschaftlicher Forschung, gibt Ratschläge, warnt vor Irrwegen, spricht über die Rolle der Inspiration im Forscherleben, über den Wert der Kritik an Forschungsergebnissen und Hypothesen, die Bedeutung der Zusammenarbeit und vieles andere mehr. Beachtlich sind die Gründe, die für die Vivisektion ins Feld geführt werden (S. 52, 165). Cannons weltanschaulicher Standpunkt, wie er etwa in der Beurteilung außernatürlicher Eingriffe zutage tritt (S. 125), ist der eines landläufigen Positivismus, seine Neigung gehörte 1945 (da das Buch in New York erschien) dem sowjetrussischen Verbündeten — wenigstens als „Experiment“ (S. 175).

In ganz andere Regionen entführt *Felix Braun* den Leser in seinem Bekenntnisbuch „Das Licht der Welt. Geschichte eines Versuches, als Dichter zu leben“ (752 S., Wien, Thomas-Morus-Presse, Gln. DM 17.60). Es ist das Wien der Jahrhundertwende, das der Verfasser in jedem Kapitel miterleben läßt; und es ist ein im Grunde vielfältig gehemmter Mensch, der hier seinen Aufstieg schildert, schüchtern, mit überschüssiger Phantasie begabt, fast zu weich für den Kampf des Lebens, der doch gerade ihm, dem in geordneten, aber engen Verhältnissen Aufwachsenden, nicht erspart bleiben konnte. Kennzeichnend ist der tiefe Zwiespalt, der durch sein ganzes Wesen zieht. „Ich war kein Krieger, aber ich spielte Krieg. Ich war kein Liebender, aber ich spielte Liebe. War ich ein Dichter oder spielte ich ihn nur?“ (S. 148). Ein typischer Mensch der Sehnsucht, der sich mit dem Wunsch begnügen muß, wo andere, kräftigere und unbeschwerte Naturen längst zugegriffen hätten. „Ohne Liebe lebte ich, einsam, in Träumen, mich sehnend“ (S. 444). Er sieht das „Unselige“ in „Gottes altem Volk“, dem er entstammt, aber er bleibt auch vor dem Christentum in Sehnsucht stehen. Und doch ist etwas, was dem Erzähler unmerklich das Herz des Lesers gewinnt: das ist die bezaubernde Offenheit, mit der er ihn zum Mitwisser all seiner Wünsche und Verzichtes, Zweifel und Nöte, Versuche und Wirrnisse macht. Das Wien eines Hofmannsthal und Rilke ist versunken und vieles andere dazu, das noch als Hoffnung in diesem Buch einer Jugend steht; geblieben ist der Urlaut der Sehnsucht, der sich durch das Medium einer gepflegten Sprache den Weg zu gleichgestimmten Menschen bahnt.

Nicht einen abgeschlossenen Lebenslauf, sondern Erinnerungen an „Menschen und Städte“, wie der Untertitel lautet, wollte *Helene von Nostitz* geben, als sie ihr Buch „Aus dem alten Europa“ 1924 schrieb (7.—9. Tausend, im Insel-Verlag 1950, Gln. DM 11.50). Sie, die Dame der großen Welt, konnte in der Tat aus Erinnerungen schöpfen, die Wien und Berlin, Rom und Paris, England und Griechenland dank den Verbindungen der höheren Gesellschaft in gleicher Weise umspannten. Meist sind es knappe Skizzen, pastellartige Impressionen, die jene versunkene Welt noch einmal erstehen lassen. Denn versunken ist diese Welt mit ihren Salons und ihren Salongrößen, jene Welt, die so ganz aufs Konventionelle, Gesellschaftliche, Ästhetische abgestellt war und sich glücklich schätzte, wenn sie einen Stern des Literaten- oder Theaterhimmels von Empfang zu Empfang weiterreichen konnte. Unser Geschlecht hat ein rauhes Schicksal härter geschmiedet, was nicht besagt, daß wir uns nicht manchmal ganz gerne bei einem verstohlenen wehmütigen Blick auf dieses „alte Europa“ ertappen.

Mit einigem Mißtrauen ob des etwas volltönenden Titels nimmt man das Buch von *Hedwig Gräfin Schaffgotsch*, „Die Liebendensindalle einer Nation“ (300 S., München, F. Ehrenwirth, geb. DM 9.80) zur Hand, um dann, nach einer wahrhaft beglückenden Lesung, festzustellen, daß dieser Titel schließlich doch der einzig richtige für diese Lebenserinnerun-

gen war. Ein Frauenschicksal unserer Zeit! Es ist der vertriebene Mensch, genauer: ein Menschenpaar, dem der deutsche Einmarsch in Österreich mit einem Schlag Heimat und Existenzgrundlage unter den Füßen weggerissen hat. Was nun folgt, ist eine fast zehnjährige Irrfahrt im Südosten Europas, über deren leidvollem Erleben doch immer wieder rettende Sterne der Liebe stehen. Das Schönste aber ist, wie alle Schicksalsschläge bis hin zum Tode des geliebten Gatten dieses Frauenherz nicht in Verbitterung erstarren lassen, sondern reif machen zum selbstlosen Dienst am hilfsbedürftigen Mitmenschen. Es ist schon so, wie die prachtvoll gezeichnete Rotkreuzoberschwester aus Turin tiefgläubig einmal sagt (S.291): „Die Christen haben eine große Aufgabe vor sich ... Wir bringen ja nur kleine, winzige Kerzen, die oft nicht ausreichen, wirkliche Wärme und Licht zu spenden; aber die vielen kleinen Lichter zusammen werden doch endlich die Welt sehend machen ... Das Reich Gottes aber ist angebrochen, wenn es die Weltnation der Liebenden gibt.“

Noch tiefer hinein in die Wirrnisse unserer Zeit führt *Yvonne Pagniez* mit ihrem Buche „*Flucht*“ (262 S., Frankfurt/Main, J. Knecht). Hier ist es der gehetzte, von einem allgegenwärtigen, gnadenlosen Terrorsystem gejagte Mensch, der, von einem KZ-Transportzug aus, buchstäblich den Sprung in die Freiheit wagt. Aber welche Freiheit! Es wäre — selbst in dem großen Berlin, wo die Entflohenen endlich nach bangeren Fahrnissen untertauchen kann — einzig die Freiheit, vor die Hunde zu gehen, wenn nicht immer wieder Menschen der Liebe der Gehetzten einen Schritt weiter helfen. Einmal ist es ein evangelischer Pastor, Vater von acht Kindern, der sein Leben aufs Spiel setzt und ihr Asyl gewährt. „An diesem Tag habe ich erschüttert den Begriff der Christenheit in seiner ganzen Wirklichkeit verstanden, dieser großen Gemeinschaft der Lebenden, die in übernatürlicher Liebe verbunden sind“ (S.87). Spannender als ein Kriminalroman, ist dieser Erlebnisbericht ein leuchtendes Zeugnis für die alles überwindende Macht der Liebe, auch in der Zeit, da der Haß alles zu überfluten schien.

Das ergreifendste Dokument unter diesen Erinnerungen aus der jüngsten Vergangenheit ist zweifellos „*Das Tagebuch der Anne Frank*. Vom 14. Juni 1942 — 1. August 1944“ (273 S., Heidelberg, L. Schneider). Acht Menschen, denen unter Hitler Auschwitz oder Theresienstadt winkte, beziehen im Juli 1942 in einem Hinterhaus von Amsterdam ein Versteck, das sie zwei volle Jahre lang dem Blick der Häscher entzieht. In dieser drangvoll fürchterlichen Enge entsteht das Tagebuch, dem die Dreizehnjährige alles anvertraut, was ihr junges Herz bewegt, das Leben in diesem Käfig, ihre Beobachtungen und Erlebnisse mit Vater, Mutter und den übrigen „Mitgefangenen“, ihre Entwicklung vom Kinde zum frühreif Erwachsenen, das Ringen mit dem eigenen Naturell und um die großen Fragen des Lebens, die ersten Ahnungen der Liebe und ihre Hoffnungen für die Zukunft. So überwacht ist alles gesehen, so erstaunlich sicher ins Wort gebannt, daß man versucht wäre, an der Echtheit des Ganzen zu zweifeln — sprächen nicht die beigegebenen Fotos zu deutlich dafür. Der letzte Eintrag zeigt das Datum des 1. August 1944. Am 4. August wurde das Versteck ausgehoben, Anne starb im März 1945 im KZ Bergen-Belsen, das Tagebuch fand sich zwischen alten Büchern und Zeitschriften im Hinterhaus, wo es entstanden war. Es ist der getretene und brutal zertretene Mensch unserer Tage, dessen Klage und jähes Verstummen hier zum Himmel ruft.

Solange es eine Schrift auf Erden gibt, haben Menschen im Spiegel des geschriebenen Wortes ihre eigenen Schicksale aufgefangen, sei es für sich allein oder für ihre Umwelt und Nachwelt. Solange es Menschen auf Erden gibt, werden solche Aufzeichnungen ihre Leser finden, denn der Mensch weiß sich insgeheim einem jeden verbunden, der Menschenantlitz trägt, und er mag die Bereicherung nicht missen, die ihm aus dem Einblick in das fremde und doch so verwandte Wesen wird.

K.